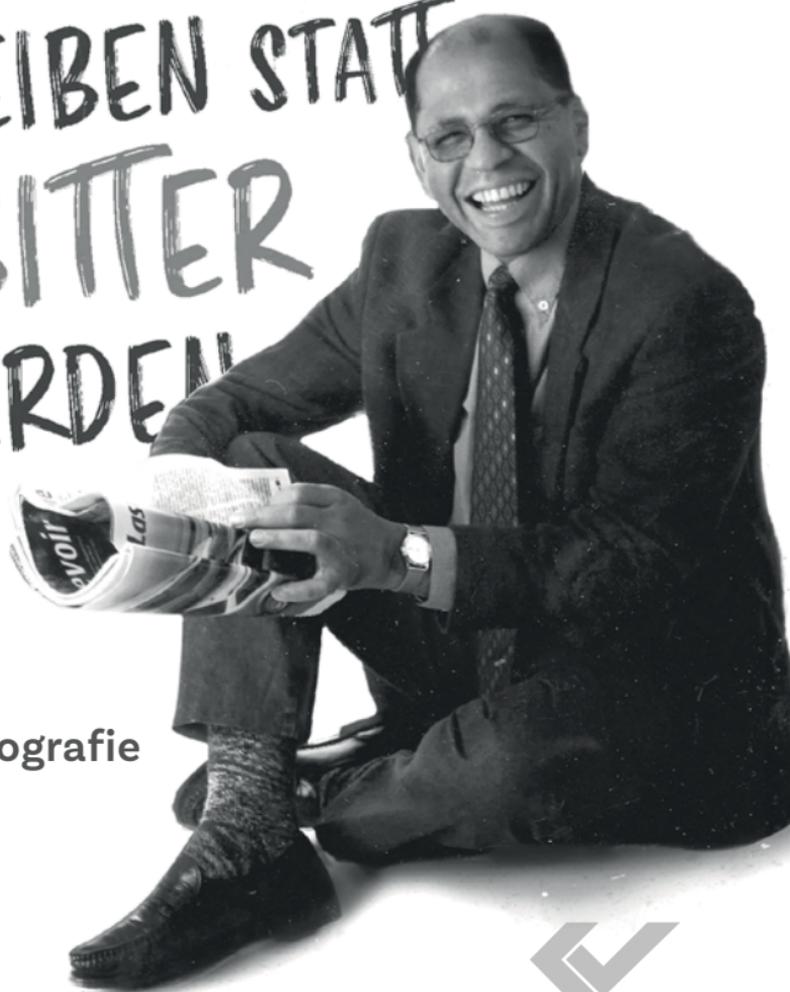


JOACHIM ROHLACK

FRÖHLICH
BLEIBEN STATT
BITTER
WERDEN

Eine
Autobiografie





Joachim Rohrlack
Fröhlich bleiben statt bitter werden
Eine Autobiografie

Best.-Nr. 271864
ISBN 978-3-86353-864-4

Wenn nicht anders angegeben,
wurde folgende Bibelübersetzung verwendet:
Lutherbibel, revidierter Text 2017
© 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart
Außerdem wurden verwendet:
Elberfelder Bibel 2006, © 2006 by SCM R.Brockhaus in der
SCM Verlagsgruppe GmbH Witten/Holzgerlingen. (ELB)
Neues Leben. Die Bibel © der deutschen Ausgabe 2024
SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH. (NLB)

1. Auflage
© 2025 Christliche Verlagsgesellschaft mbH
Am Güterbahnhof 26 | 35683 Dillenburg
info@cv-dillenburg.de

Satz und Umschlaggestaltung:
Christliche Verlagsgesellschaft mbH

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

Wenn Sie Rechtschreib- oder Zeichensetzungsfehler
entdeckt haben, können Sie uns gern kontaktieren:
info@cv-dillenburg.de

INHALT

Vorwort	6
Ein denkbar ungünstiger Start	9
Aus dem Heim ins „echte“ Leben?!	17
Plötzlich ohne Perspektive	29
Ein lebensverändernder Besuch	37
Neue Aussichten	45
Bewegte Jahre	52
Neue Aufgaben	60
Aufbrüche auf mehreren Ebenen	67
Familie Rohrlack	72
Höhepunkte und Projekte	78
„Vater und Mutter ehren“ – sorry, das geht nicht! Oder doch?	84
Erlebter Rassismus	101
(Un-)Ruhestand	111
Rückblick	124
Dank und wohltuende Erinnerungen . . .	131

VORWORT

Einsamkeit, Perspektiv- und Hoffnungslosigkeit können einen Menschen in die Verzweiflung, ja, sogar bis zum Äußersten treiben. Auch mir sind diese Gefühle nicht fremd. Und ja: Mich hätten sie im Alter von 18 Jahren fast zum Äußersten getrieben. Aber Gott sei Dank – und das meine ich wörtlich – ist es nicht dazu gekommen. Vielleicht sind Sie heute an dem Punkt, an dem ich damals war. In dem Fall möchte ich Ihnen Mut machen, meine Geschichte zu lesen. Aber auch allen anderen möchte ich Zeugnis geben von der Größe Gottes, der meinem Leben einen Wert und eine Perspektive geschenkt hat.

Wie es dazu kam, davon möchte ich hier berichten. Ich wünsche mir, dass es manchem dient, der mit seiner Vergangenheit hadert. Es soll Mut machen, sich mit der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen.

Außerdem ist dieses Buch als eine Art Anleitung zur wirklichen Freude und Heiterkeit am Leben gedacht. Denn kein Leben ist wertlos – auch das Ihre nicht! Anstatt sich von den erlebten Verletzungen und Ablehnungen der

Mitmenschen prägen zu lassen, kann man zu dem Leben zurückkehren, wie es einem geschenkt worden ist: sich auf all das besinnen, was einem zur Freude und Dankbarkeit gegeben ist. Die Ausrichtung auf das Bejahende bewirkt Mut, Hoffnung und Zuversicht. Das habe zumindest ich so erlebt.

Bevor ich Ihnen aber meine Geschichte erzähle, möchte ich mich gern vorstellen. Wenn ich Menschen zum ersten Mal begegne, werde ich oft gefragt: „Woher kommen Sie?“ Dann frage ich zurück: „Was meinen Sie denn, woher ich komme?“ Dann höre ich zum Beispiel: „Aus Afrika?“ – „Aus Indien oder dem Orient?“

Meine Antwort ist in der Regel: „Ich komme eigentlich aus dem Paradies – aber daraus hat



man mich leider vertrieben.“ Mein Gegenüber lacht, und schon sind wir mittendrin im Gespräch.

Die zutreffende Antwort ist: Ich bin gebürtiger Unterfranke. Ein Würzburger mit gut

gebräuntem Teint. Menschlich gesehen bin ich ein „Produkt der Besatzungsmacht“, wie so viele andere kurz nach dem Krieg in Deutschland Geborene.

Doch das ist nicht die einzige Erklärung für meine Existenz. Es gibt noch einen anderen – höheren – Grund: Gott, der Schöpfer, hat mich gewollt, bejaht und geliebt, und zwar genau so, wie ich bin. Damit meine ich auch meine Hautfarbe. Heute bin ich meinem Schöpfer sehr dankbar für mein Anderssein. Gott, der Vater im Himmel, hat mich wunderbar gemacht, und ich bin glücklich über mein persönliches Design.



Wie es dazu kam? Lassen Sie mich erzählen ...

EIN DENKBAR UNGÜNSTIGER START

Im Februar 1951 erblickte ich als sogenanntes „Brown Baby“ in der Universitäts-Frauenklinik Würzburg am Main das Licht der Welt. Kurz nach meiner Geburt verließ meine leibliche Mutter die Klinik und ließ mich zurück. Von da an war mein Weg im Grunde vorgezeichnet. Zunächst kam ich in das Säuglingsheim am Mönchberg in Würzburg am Main. Nach etwa einem Jahr wurde ich dann auf Veranlassung des Stadtjugendamts Würzburg in das „Kinderheim Brasselburg“ nach Stadtprozelten am Main (Landkreis Marktheidenfeld am Main, heute Miltenberg am Main) gebracht.

Dort im Kinderheim war ich nur eines von vielen Besatzungskindern oder „Mischlingskindern“, wie wir damals genannt wurden; aber es lebten dort auch Kinder, die aus behördlichen Gründen von ihren Eltern getrennt worden waren, weil ihnen dort, wie man meinte, nicht die nötige Fürsorge zuteilwürde. Ob es ihnen im Heim viel besser erging? Ich jedenfalls empfand das Leben im Heim als nüchtern und kalt.



Liebevolle Erziehung – Fehlanzeige. Die Heimleiterin wurde zwar „Mutti“ genannt, doch ließ sie es – zumindest mir gegenüber – an Mütterlichkeit gänzlich fehlen. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass sie mich jemals in die Arme genommen oder getröstet hätte, wie sie es bei anderen getan hatte. Woran es lag? – Ich weiß es nicht. Möglicherweise war es meine Eigenständigkeit.

Allerdings, das muss man ihr lassen, war sie eine talentierte Bauherrin. Unter ihrer Aufsicht wurde so manches Gebäude für ihre „Lieblinge“ erbaut.

Von Berufs wegen war sie eigentlich Krankenschwester. Das Kinderheim war ursprünglich ein

Lazarett gewesen. Als dieses geschlossen wurde, nutzte sie die Gelegenheit, es in ein Kinderheim umzufunktionieren. Da sie unverheiratet war, konnte sie sich voll und ganz ihrer neuen Aufgabe als Heimleiterin widmen. Die übrigen Betreuerinnen im Kinderheim waren ebenso wenig pädagogisch geschult. Oft waren es Mädchen aus sozial schwierigen Verhältnissen, die im Heim „beschäftigt“ wurden, damit sie nicht Gefahr liefen, auf die schiefe Bahn zu gelangen. Eine dieser jungen Frauen beispielsweise, Anna – so erinnere ich mich –, hatte ein uneheliches Kind, das ihr vom Amt weggenommen worden war. Im Heim durfte sie sich nun um fremde Kinder kümmern, um wiederum dafür zu sorgen, dass diese nicht auf der Straße landeten.

Apropos „landen“ ... Ein Ereignis im Heim habe ich noch besonders in Erinnerung, das auch ein Beispiel dafür ist, dass die Betreuungssituation inklusive Aufsichtspflicht damals katastrophal war und mit den heutigen Verhältnissen nicht zu vergleichen ist: Eines Nachts wachte ich in unserem Mehrbettzimmer auf, weil ich auf die Toilette musste. Diese befand sich drei Stockwerke tiefer – viel zu weit, wenn man so müde ist. Also nahm ich nicht die Stufen, sondern legte mich über das Geländer und rutschte hinunter. Ich wurde immer

schneller und verlor in meinem schlaftrunkenen Zustand schließlich das Gleichgewicht. Es kam, wie es kommen musste: Ich stürzte in die Tiefe und landete hart auf dem Boden. Durch den lauten Aufprall wach geworden, kamen die Erwachsenen in Windeseile angelaufen. Mit einer ernstesten Platzwunde am Auge wurde ich in die Rotkreuzklinik nach Wertheim am Main gebracht, wo die Ärzte um mein Augenlicht rangen. In der Klinik wurde mir gesagt, ich müsse einen Schutzengel gehabt haben. Noch heute zeugt eine Narbe am rechten Auge von diesem „himmlischen“ Erlebnis. Ob das Ganze Konsequenzen für die Betreuerinnen hatte, kann ich nicht mehr sagen. Ich vermute aber: eher nicht. Auch das wäre heute mit Sicherheit anders.

Meine Zeit im Kinderheim – von 1952 bis 1965 – war vor allem von Pflichten und Aufgaben geprägt. Ich sollte mich um die Jüngeren kümmern, in der Küche helfen oder die Säuglinge wickeln, und das noch vor Schulbeginn um 8:00 Uhr. Das hieß für mich – und nur für mich: extra früh aufstehen. Und wehe, man kam in der Schule zu spät an; dann drohte Ärger oder auch mal der Rohrstock.

Ach ja, die Schule ... An diesem Ort, den ich ab meinem sechsten Lebensjahr besuchte, war

ich ebenfalls ein Außenseiter. Als Heimkind war man das schon von vornherein; dass ich ein Besatzerkind und zusätzlich dunkelhäutig war, machte es allerdings noch schlimmer. Besatzungskinder waren Schandflecken der Gesellschaft, waren sie doch Mahnmal der Verbindung der Mütter mit den Amerikanern. Hatte man wie ich eine dunkle Hautfarbe, war dieser Verrat noch offensichtlicher. Das bekam ich ständig zu spüren. Nicht nur musste ich rassistische Beleidigungen über mich ergehen lassen, sondern darüber hinaus mir auch Sätze anhören wie: „Joachim, du hast ja meine Jacke an! Zu Hause haben wir überlegt: Geben wir sie dem Lumpensammler oder ins Heim?“ Und wie oft kam es vor, dass ein Lehrer sich über Störungen im Unterricht beschwerte und die Mitschüler sofort riefen: „Das war der Joachim!“ Ob es nun stimmte oder nicht – ich war derjenige, der bestraft wurde.

Auch die Tatsache, dass ich als „evangelisch“ geführt wurde, weil meine leibliche Mutter evangelisch gewesen war, trug zu meiner Außenseiterrolle bei. Stadtprozelten, damals die kleinste Stadt Bayerns, war immerhin zu 99 Prozent katholisch. Evangelische Schüler durften damals nicht am katholischen Religionsunterricht teilnehmen. Dabei stellte sich viele Jahre

später heraus, dass ich nicht einmal getauft war. Das wurde am 21. April 1965 in der Evangelisch-Lutherischen Kirche zu Hasloch nachgeholt. Dabei wurde mir der Taufspruch aus Psalm 31,25 – „Seid getrost und unverzagt alle, die ihr des Herrn harret!“ – durch Pfarrer Martin Ammon zugesprochen.

All diese Umstände trugen dazu bei, dass meine Leistungen zu wünschen übrig ließen. Jahr um Jahr musste ich zittern, ob ich von einer Schulklasse in die nächste versetzt werden würde. Wie dankbar war ich deshalb, dass ich Hilfe beim Lernen hatte! Zum Beispiel durch Elsie Meyer, die jüngste Tochter meines Zahnarztes in Stadtprozelten, die zwei Jahre älter war als ich. Außerdem half mir Erna Theobald, die Eigentümerin der Stadtapotheke, beim Lesen. Während die anderen Schüler katholischen Religionsunterricht



hatten, durfte ich mich in der Apotheke aufhalten. Dabei lernte ich auch die Inhaberin Antonie Kitz kennen. Tante Toni, so wurde sie genannt, hatte eine uneheliche Tochter namens Eva Maria. Daher wusste auch sie, was es bedeutete, das Tratschthema der anderen zu sein und Ausgrenzung zu erleben. Das verband uns. Tante Toni war froh, wenn ich kam und auf ihre kleine quirlige Eva aufpasste. Vor allem, wenn wir mit dem VW-Käfer von Stadtprozelten nach Aschaffenburg in das Elternhaus „Weinstube Kitz“ fuhren. Gurte im PKW und Kindersitze gab es damals noch nicht. Eva wäre pausenlos im Auto herumgehüpft, wenn ich sie nicht gebändigt hätte. Aber das nahm sie mir nicht übel. Wir mochten uns. Für sie war ich ihr großer Bruder.

Doch zurück zum Thema „Schule“. Dank der Unterstützung, die ich durch Elsie Meyer und Erna Theobald erhielt, stand in meinen Zeugnissen letztendlich: „Joachim wird versetzt“ – wenn auch mit einem Zusatz wie: „Er sollte mehr laut lesen und deutlich hochdeutsch sprechen.“ Und so schaffte ich es, mich durch die Schulzeit zu manövrieren. Es gab auch einen guten Grund für mich, hart für meine Noten zu arbeiten: Schon früh hatte sich bei mir der

Wunsch eingeschlichen, Koch zu werden. Durch meine Aufgaben in der Heimküche hatte ich eine Leidenschaft fürs Kochen entwickelt. Am liebsten wollte ich als Schiffskoch arbeiten. Auf diese Weise würde ich zusätzlich die Welt sehen und Freiheit erleben können. Dieser Berufswunsch, diese feste Absicht, Schiffskoch zu werden, trug mich durch die Jahre im Heim. Um möglichst viel Erfahrung zu sammeln, arbeitete ich bereits ab meinem 12. Lebensjahr von Montag bis Mittwoch beim Metzger Kuhn in Dorfprozelten und am Wochenende in der Bäckerei Ötzel-Schmidt in Stadtprozelten mit. Dabei hatte ich mein Ziel immer vor Augen: Eines Tages wollte ich als Schiffskoch weit in der Welt herumkommen, um die Weite und Freude des Lebens zu erleben.

Am 6. September 1965 – ich war gerade einmal 14 Jahre alt – war meine Zeit im Kinderheim Brasselburg schließlich zu Ende. Ich erhielt mein Abschlusszeugnis, in dem stand: „Joachim zeichnete sich durch gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten aus, unter seinen Arbeiten genoss allerdings sein aner kennenswerter Einsatz für das Heim den absoluten Vorrang. Bei sehr gutem Verhalten brachte er eine gewisse Selbstständigkeit zum Ausdruck.“

AUS DEM HEIM INS „ECHTE“ LEBEN?!

Nun sollte ich also auf eigenen Beinen stehen. Tatsächlich war es mir gelungen, eine Arbeitsstelle als Kochlehrling im „Wein- und Speisehaus zum Stachel“ in Würzburg zu



bekommen. Das Restaurant ist auch heute noch eine historische Sehenswürdigkeit; mit seinen 600 Jahren gilt es als der älteste Gasthof Würzburgs. Im Bauernkrieg Anfang des 16. Jahrhunderts diente es den gegen

Adel und Klerus rebellierenden Bürgern als Treffpunkt. Daher rührt auch der Name „Stachel“, denn bei besonderen Zusammenkünften wurde ein Morgenstern, auch „Stachel“ genannt, zum Fenster hinausgehängt. Im Laufe der Zeit wuchs